



Der Prinz von Homburg (Jannik Nowak), General der Reiterei, träumt sich Schlacht und Preußen und Liebe zusammen. Hier sehen wir ihn mit Prinzessin Nathalie von Oranien (Floriane Klempa).
Foto Diana Küster

Prinz Osama von Homburg

Am Schauspiel Essen beginnt die neue Intendanz mit Kleist und Dennis Kelly

Das größte Kunststück, das der neue Intendant des Schauspiels Essen fertigbringen soll, findet außerhalb der Bühne statt. Im Vergleich zu seinem Vorgänger, dem nach Bochum abgewanderten Anselm Weber, muss Christian Tombeil mit einem Zuschuss auskommen, der von 3,5 auf schätzungsweise 2,8 Millionen Euro gekürzt wurde. Zwanzig Prozent weniger, das geht ans Eingemachte, und so trägt sein Anfang den Stempel der Krise. Während die Mochtegern-Metropole als Kulturhauptstadt Europas noch die Leuchtraketen zündet, wurden für den weiterlaufenden Betrieb längst die Sparbirnen eingedreht. Wie der finanzielle den künstlerischen Engpass nach sich zieht, lässt der Spielplan ablesen.

Ein einziger Klassiker muss genügen, Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ macht den Auftakt. Was folgt, sind Kleinigkeiten, darunter Ur- und Erstaufführungen auf den Studiobühnen Casa und Box, Film- und Romanadaptionen, ein Hip-hop- und ein Fußball-Projekt, Liederabende, Revuen, Kinder- und Jugendstücke, zwei Übernahmen aus Krefeld-Mönchengladbach, eine Koproduktion mit Karlsruhe. Ein Sammelsurium von allenfalls aparten, eher anbiedernden Randerscheinungen. Was anderswo als Beiprogramm läuft, beansprucht hier die Mitte: Das Stadttheater als bessere Kleinkunstbühne.

Auch dem Klassiker lässt sich der Sparskurs anmerken. Wie ein Schnäppchen wird er angepriesen: 1810 wurde, so erklärt ein Conférencier im Volkshochschul-Ton, die Hundesteuer eingeführt, Chile unabhängig, die Humboldt-Universität und das Oktoberfest gegründet, Friedrich Krupp bezog seine Werkstatt, und Heinrich von Kleist schrieb „Prinz Friedrich von Homburg“. Hätten Sie's gewusst? Auf sechs Figuren reduziert die Inszenierung von Christian Hockenbrink das Drama und geht teils flapsig, teils flach-pathetisch über die großen Themen von Gesetz, Gehorsam und Gnade, Kriegerrecht und Staatsraison hinweg. Am Anfang pflanzen die überforderten Schauspieler Blümchen auf der Bühne, auf die Bomben einschlagen und Erde durch die Luft fliegen lassen.

Der junge Jannik Nowak in der Titelrolle scheint in seinem offenen weißen Hip-

piehemd direkt einer Strandparty entlaufen und fällt der etwas tafsteifen Natalie flott um den Hals. Um in die Schlacht zu ziehen, genügt ein Zweispitz oder auch schon der Schatten davon, und die Offiziere stehen – Achtung, Bürokratiesatire! – mit Leitzordnern und Zettelkästen herum. Die Souffleuse darf mitschmettern, wenn ein Landsknechtlied von Heino angestimmt wird, und nach gerade mal neunzig Minuten lässt die Hofgesellschaft den Prinzen, dem eine Tüte übergestülpt wurde, scherzend im Regen stehen.

Geradeso tut's der Regisseur mit dem Klassiker: Kleist als Kleingärtner, sein Schauspiel im Eimer, kein Blumentopf

ist damit zu gewinnen. Kleinmütiger lässt sich eine neue Intendanz kaum eröffnen. Dafür klingt die deutsche Erstaufführung des Stücks von Dennis Kelly zumindest im Titel mutig: „Osama der Held“. So hat Gary, ein intelligenter, labiler Siebzehnjähriger, das Referat überschrieben, das er in der Schule über einen Helden von heute halten musste. Aber ist er deshalb schon ein Terrorist? Die Mülltonnen, die im Wohnblock in die Luft fliegen, die Garagen, die im Viertel abgefackelt werden, hat er, so behauptet er, nicht in Brand gesetzt. Aber das hilft ihm nichts. Gary wird zum Hassobjekt, Blitzableiter, Sündenbock.

Das Verbrechen seiner Folterung und Hinrichtung schält sich erst allmählich heraus. Lange sind die Beziehungen der Figuren nicht klar: Da sind Francis und Louise, die – er Ende, sie Mitte zwanzig – Geschwister sind, doch wie ein Liebespaar reden; da ist Gary, der, durch sein Referat unter Druck, seine Unschuld beteuert, und da sind Mark, Anfang fünfzig, und die sechzehnjährige Mandy, die sich in seiner Garage zu Sexspielen treffen. Zu einem Zusammenhang fügen sich die Episoden, als Marks Garage zerstört und seine Ehefrau schwer verletzt wird: Verdacht und Vorurteil setzen eine spannende Studie über die Wirkungsmechanismen von Angst und Aggression, Trauma und Opfer-Täter-Umkehr in Gang.

In der Casa entzieht das Bühnenbild, das Regisseur Alexander May gemeinsam mit Kristin Weibenberger entworfen hat, das 2005 in London uraufgeführte Stück dem Naturalismus. Die Schauspieler sitzen, stehen und hangeln in einem Wald aus weißen Metallstangen vor einer Videowand, auf der Strichmännchen laufen. Die Inszenierung hält sich eng an den Text: Die Gewaltszene wird blutig angespielt, ihre Steigerung in die Abstraktion gelenkt. Die angehängten Monologe aber wirken redundant und überlasten das kleine Stück. Die Aufführung verliert an Dichte und Dringlichkeit, Kellys Hang zur Schlagzeile wird überdeutlich.

Ein Auftakt, der Maßstäbe nicht so sehr setzt als herunterschraubt. Die Klassik betreffend, erklärt sich das Schauspiel Essen für unzuständig. Was bleibt, droht das Theater in die Unverbindlichkeit zu entsinken.
ANDREAS ROSSMANN